



Bezogenheit des Menschen als fundamentale Voraussetzung für Erziehung und Bildung

Edward J. Birkenbeil

Zuerst veröffentlicht unter diesem Titel in: J. Claßen (Hg.), *Erich Fromm und die Pädagogik. Gesellschafts-Charakter und Erziehung*, Weinheim und Basel: Beltz Verlag, 1987, S. 76-94. - Literaturnachweise ohne Autorenangabe beziehen sich auf die 12-bändige Erich Fromm-Gesamtausgabe (GA), hg. von Rainer Funk, München: DVA und dtv, 1999.

Copyright © by den Erben von Edward J. Birkenbeil.

Der Verfasser des nachfolgenden Artikels hält es für wichtig, dass sich die Pädagogik als eine Dialogische Pädagogik auslegt, weil im anderen Falle alle humanen Zielsetzungen des menschlichen Lebens nicht nur gefährdet, sondern in hohem Maße ideologischer Vereinnahmung ausgeliefert sind.¹ Mit dieser „Voreinstellung“ blickt der Verfasser auf das Werk Erich Fromms und fragt sich, in welcher Weise insbesondere die dort diskutierten Phänomene der „Bezogenheit“ des Menschen zu einer Erhellung des dialogisch orientierten Erziehungs- und Bildungsprozesses beitragen können.²

¹ Der Verfasser hat in zahlreichen Publikationen seine Position zur Dialogischen Pädagogik dargelegt. Besonders wichtig sind die drei Bücher: E. J. Birkenbeil, *Erziehung zur Mündigwerdung*, Bad Heilbrunn, 1980; E. J. Birkenbeil, *Erziehungsphilosophie des Dialogischen*, Frankfurt, Bern, New York, Nancy 1984; E. J. Birkenbeil, *Verantwortliches Handeln in der Erziehung*, Bad Heilbrunn, 1986. - Er sucht darin, die dialogischen Impulse aus der gesamten Pädagogikgeschichte zu ermitteln und für eine zukünftige humane Pädagogik auszudeuten. Dabei sind ihm Auseinandersetzungen nicht nur mit solchen Autoren wichtig, die sich direkt als „Dialogiker“ verstehen, sondern auch mit solchen, die sich nicht unmittelbar aus der dialogischen Perspektivität der Diskussion stellen. In diesem Sinne ist ihm das Gespräch mit Fromm und über Fromm von großer Bedeutung.

² Vgl. hierzu z.B. Martin Buber, Beiträge zu einer philosophischen Anthropologie, in: Ders., *Werke*, München 1962, hier Bd. 1, 411-502, für die angesprochene Problematik s. S. 412ff.

- Zunächst möchte er erfassen, was Fromm unter „Bezogenheit“ versteht, um zu klären, wie sich diese Vorstellungen zu denen des „dialogischen Bezugs“ verhalten.
- Anschließend lässt sich fragen, wieso „Bezogenheit“ in der Tat die grundsätzliche Voraussetzung für Erziehung und Bildung ist.

1. Bezogenheit des Menschen

Eine Kernaussage Fromms lautet: Die „Bezogenheit des Individuums zur Welt ist nicht die Befriedigung oder Nicht-Befriedigung dieses oder jenes triebhaften Bedürfnisses *an sich*“; dabei geht Fromm „von der Annahme aus, dass die Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft keine statische ist. Es ist nicht so, als ob es da einerseits einen Einzelmenschen gäbe, der von der Natur mit bestimmten Trieben ausgestattet wurde, und andererseits die Gesellschaft als etwas, das außerhalb von ihm existiert und diese angeborenen Strebungen entweder befriedigt oder unbefriedigt lässt ... Die Natur des Menschen, seine Leidenschaften und seine Ängste, sind das Produkt der Kultur. ... Der Mensch wird jedoch (HvV) nicht nur von der Geschichte geschaffen. Die Geschichte wird auch ihrerseits vom Menschen geschaffen“ (1941a, GA I, 224-225).

In der Auslegung dieser zentralen Aussage Fromms zeigt sich ein zweifacher Aspekt:



a) Jeder Mensch lebt aus der Beziehung zur Welt, zur Kultur, zur Geschichte, kurz: zur Gesellschaft und formt sich daraus in seinem „social character“ (Gesellschafts-Charakter), der „jene Charakterzüge entwickelt, auf Grund derer er so handeln *möchte*, wie er handeln muss“ (1941a, GA I, 383). Auf diese Weise „paßt“ sich der Mensch an die gesellschaftlichen Erwartungen an, dies allerdings nie in totaler Weise, sondern immer mit der ihm eigenen Tendenz „zu wachsen, sich zu entwickeln und die Möglichkeit zu realisieren, die der Mensch im Laufe seiner Geschichte entwickelt hat“ (1941a, GA I, 385). Somit hat seine Beziehung zur Welt eine „dynamische“ Dimension und wirkt darin stets auch verändernd auf die bestehenden Verhältnisse: „Der Mensch schafft die Geschichte“ (vgl. GA I, 5).

b) Nun kann man diesen Prozess auch umgekehrt, d. h. von den gesellschaftlichen Bedingungen aus sehen. Damit sich der Mensch im „social character“ entwickeln kann, muss ihm die Welt, die Kultur, die Geschichte, kurz: die Gesellschaft präsent sein. Und sie ist dies zu allen Zeiten: Der Mensch ist bis in seine Natur hinein ein „Produkt der Kultur“, wird also „von der Geschichte geschaffen“. Im sich durch Interaktion dynamisch herausbildenden „Gesellschafts-Charakter“ werden ausgesetzt gesellschaftliche Notwendigkeiten „internalisiert“, und „auf diese Weise die menschliche Energie für die Aufgaben eines bestimmten ökonomischen und gesellschaftlichen Systems“ eingespant (1941a, GA I, 383).

Beide miteinander stets verbundenen Phänomene resultieren aus der Möglichkeit der Bezogenheit des Menschen zur Gesellschaft sowie der Gesellschaft zum Menschen, weshalb Fromm von einer im konkreten Leben unausgesetzt unzutreffenden „Wechselbeziehung zwischen psychologischen und sozio-ökonomischen Kräften“ (1941a, GA I, 230) spricht, die von hüben nach drüben und von drüben nach hüben weisen. Zu einer näheren konkreten Ausformung einer solchen „Wechselbeziehung“ nennt er eine zweifach realisierbare Beziehung, die der Nekrophilie und die der Biophilie, worüber andere Beiträge in diesem Buch ausführlich berichten: Die Beziehung des Menschen zur Welt ist dann nekrophil, wenn sie aus dem Habenwollen eines Individuums sowie aus einer entsprechenden, das Ha-

ben stimulierenden Gesellschaft bestimmt wird; sie ist dann biophil, wenn sie sich aus dem Seinwollen des Menschen in einer das Sein freigebenden Gesellschaft verwirklicht. In unserem Zusammenhang genügt es, festzustellen, dass in jeder der beiden aufgewiesenen Möglichkeiten der Bezogenheit eine „Wechselbeziehung“ besteht, die im „social character“ konkrete Gestalt annimmt. Wenn Fromm nur in der biophilen Ausformung dieser „Wechselbeziehung“ das Eigentlich-Humane sieht, so liegt kaum ein Widerspruch zum „Prinzip des Dialogischen“ vor. Auch hier ist die Bewegung vom Logos des Menschen zum Logos der Welt als ein gegenseitigem Sich-Durchdringen (dia) gefasst und somit als Voraussetzung für die Menschwerdung des Menschen verstanden.

Dem Sachverhalt nähern wir uns noch besser, wenn wir uns Fromms Aussagen über die Liebe (Biophilie = Liebe zum Leben) direkt zuwenden. Wir greifen hier nicht die bereits in den anderen Beiträgen behandelten Deutungen der Liebe wieder auf, sondern beschränken uns auf das Phänomen der „Bezogenheit“ in der Liebe vom Ich zum Du, wodurch die oben im „Gesellschafts-Charakter“ gefundene Spur einer „Wechselbeziehung“ weiter verfolgt und jetzt konkreter ausgelegt werden kann. Einen Kernsatz Fromms zu diesem Problemfeld findet man in „Wege aus einer kranken Gesellschaft“: „Wenn ich liebe, mache ich die Erfahrung ich bin du‘ - als die geliebte Person, du - als der Fremde, du - als alles Lebendige“ (1955a, GA IV 27).

Hier zeigt die genauere Interpretation des von Fromm Gemeinten drei Aspekte:

a) Wenn das Ich die Erfahrung der Liebe macht, erfährt es sich auf das Du hin: „Ich bin du“. Wird also die Beziehung des einen zum anderen realisiert, entsteht eine Bezogenheit derart, dass die Schranken zwischen den bis dahin getrennt Lebenden verschwinden, und, wie Fromm die französische Autorin Simone Weil zitierend bekennt, „eine ans Wunderbare grenzende Übereinstimmung“ entsteht (1956a, GA IX, 468). In „Die Kunst des Lebens“ wird dazu das aufschlussreiche Wort eines moslemischen Dichters und Mystikers zitiert: „Wahrlich nie sucht der Liebende, ohne von der Geliebten gesucht zu



werden. Hat der Blitz der Liebe *dieses* Herz getroffen, so wisse, dass auch *jenes* Herz voll Liebe ist“ (1956a, GA IX, 460).

Über diese auf das Zentrum des biophilen Menschseins zielende Bezogenheit sagt Fromm mit seinen eigenen Worten: „Die Bezogenheit von einem Kern zum anderen, anstatt von Oberfläche zu Oberfläche, ist eine Bezogenheit aus der Mitte (central relatedness)“ (1956a, GA IX, 468). Damit wird deutlich: Die zwischenmenschliche Bezogenheit ist mehr als nur eine oberflächliche Kontaktaufnahme im alltäglichen Kommunizieren und Interagieren; sie erlebt in dem Verbundensein mit dem anderen die „Mitte“ menschlichen Seins. Oberhaupt sie erfährt in der Bewegung vom inneren Wesenskern des einen zum inneren Wesenskern des anderen die „central relatedness“, das „Zurückbezogenheit“ auf den anderen: „Ich antworte auf seine (d. i. des anderen, d. Verf.) Bedürfnisse“, sagt Fromm (1955a, GA IV 28).

b) Nun wird in der „central relatedness“ nicht nur das Zurück-Verbindende erfahrbar, die geliebte Person wird zugleich und paradoxerweise auch als eine fremde „erkannt“. Fromm betont oft, dass die Erfahrung des Übereinstimmens ein Erkennen darüber einschließt, dass der andere nicht mit dem Ich gleichgeschaltet ist, denn das Ich ist nie einfach nur eine Zweitaufgabe des Du. „Liebe ist Erkennen, aber eben weil sie Erkennen ist, ist sie auch (!) Respekt vor dem anderen. Die Undurchsichtigkeit des anderen wird innerhalb des menschlich Möglichen transparent, wenn wir für uns selber transparent werden“ (GA IX, 389). Das „Fremde“ in der „Wechselbeziehung“ impliziert eine wichtige ethische Forderung der Biophilie: Würden sich Ich und Du nicht grundsätzlich als „Fremde“ gegenüberbleiben, so verlöre die „central relatedness“ in ihrer Bezogenheit die die Freiheit gewährende humane Ausrichtung. Entweder würde sich das Ich derart auf das Du legen, dass diesem jede eigenständige Integrität verloren ginge, oder aber es würden Ich und Du zu einer solchen Einheit in der Zweiheit verschmelzen, dass beide kein eigenes Gesicht mehr hätten und selber nicht mehr wachsen, leben sowie auf eigenen Füßen stehen könnten (vgl. 1956a, GA IX, 468). So kommt Fromm zu dem Schluss: „*Liebe ist die Vereinigung mit ei-*

nem anderen Menschen oder Ding (Mit „Ding(en)“ sind nicht nur die oben genannten gesellschaftlichen „Dinge“ gemeint, sondern auch „Dinge“ wie Tiere, Blumen, Steine etc., (d. Verf.) *außerhalb seiner selbst unter der Bedingung(!), dass die Gesondertheit und Integrität des eigenen Selbst dabei bewahrt bleibt*“ (1955a, GA IV 26-27). Das eigene Selbst steht nicht nur dem Ich, sondern ebenso dem Du zu.

c) Endlich besteht die Bezogenheit der Liebe in der Ermöglichung „alles Lebendigen“, was hier soviel heißt wie eines humanen, freien Lebens. Dieses Leben entsteht aus dem Zusammenwirken von Verbundenheit und Getrenntheit, weil genau in diesem „Verschnitt“ die biophile Seinshaltung erscheint. Sie gewährt, im Gegensatz zum das humane Leben zerstörenden Haben, die Freiheit, inmitten der Verbundenheit selbst zu sein. Hier ist also die Einsamkeit des einzelnen überwunden - aber so, dass das neu gefundene Mitsein den Menschen nie einschnürt, sondern auf sich selbst hin leben lässt. Was Fromm mit der dritten zusammenfassenden Perspektive: „Wenn ich liebe, mache ich die Erfahrung ich bin du“, du - als alles Lebendige“ aussagen will, ist im Grunde dasselbe, was Hegel, Buber, Marcel, Derbolav und nicht zuletzt der Verfasser dieses Artikels meinen: Für sie hat die inzwischen klassisch gewordene Formel „Im-anderen-zu-sich-selber-Kommen“ nur dadurch eine Chance für die Menschwerdung des Menschen, wenn die Doppelaktivität der „Urdistanzierung“ und des „In-Beziehung-tretens“ aufeinander hin vollzogen und erlebt wird.

Nun muss man allerdings auf eine besondere, möglicherweise durch die sozialpsychologische Sichtweise bedingte Akzentsetzung Fromms hinweisen, die aus der Sicht des Dialogischen zu einer kritischen Anmerkung zu Fromms Vorstellungen führen könnte. Obwohl im „social character“ die aus der Interaktion zwischen psychologischen und sozio-ökonomischen Kräften realisierte „Wechselbeziehung“ entdeckt wurde und sich bei der Analyse der Liebe in der „central relatedness“ die Rückverbundenheit vom einen zum anderen zeigte, fällt doch auf, dass bei Fromm fast durchgängig von der Bezogenheit eines Subjekts zum anderen die Rede ist. So begann der oben zitierte Satz mit den typischen



Worten: „Wenn *ich* (HvV) liebe ...“ Solche Wortsignale sind durchaus nicht von ungefähr und darum nicht einfach belanglos. Fromm lässt in der Tat alle ins Biophile zielenden Initiativen aus dem Subjektsein des Menschen entspringen. Dahinter steht eine ernsthafte Sorge: Sollte der Mensch aus sich heraus nicht mehr eigeninitiativ werden, so wäre er hilflos dem Einfluss durch andere ausgesetzt und in seinem Fühlen, Denken und Handeln zur passiven Unproduktivität verurteilt. Vielmehr soll er gerade im Gegensatz zur vereinnahmenden Welt des Habens sein eigenes biophiles Sein aktiv hervorbringen. Das Eigensein, das Gesondertsein, die Integrität stehen für Fromm in der Wertskala ganz oben, so dass ihnen gegenüber der „Rückbeziehung“ des anderen zum Selbst-Sein keine alles entscheidende Bedeutung beigemessen wird. Wenn dennoch „Wechselbeziehung“ oder „relatedness“ erscheinen, dann nicht, weil sie konstitutiv für die eigene Produktivität sind, sondern eher als ein von selbst sich einstellendes Nebenprodukt erscheinen. Ganz pointiert verhandelt Fromm diese seine Vorstellung am Phänomen der „produktiven Mutterliebe“, die er zum Prototyp der biophilen Bezogenheit und der darin entstehenden Beziehung zwischen Menschen nimmt. Diese Mutterliebe ist gerade deswegen biophil und produktiv, weil sie „an keine Bedingung geknüpft (ist), die das Kind erfüllen muss, um geliebt zu werden. Sie ist unbedingt und beruht lediglich auf der Forderung des Kindes und der Antwort der Mutter ...“ (1947a, GA II, 66).

Noch schärfer zugespielt zeigt sich dieser Sachverhalt, wenn Fromm die Frage erörtert, in welcher Weise der Mensch „religiös“ geworden ist. Der evolutive Aufstieg der *Species Homo sapiens* ist für Fromm durch ein Minimum an instinktiver Determinierung bestimmt. Daher wurde es unverzichtbar, sich einen neuen „*Rahmen der Orientierung* und ein *Objekt der Hingabe*“ zu schaffen, „um Überleben zu können“ (1976a, GA II, 367). So entsteht ein „religiöses Bedürfnis“, das „in den Existenzbedingungen der *Species Mensch* ... wurzelt“ (1976a, GA II, 366). Also nicht angerufen von einem transzendenten Grund der Welt oder personalen Du Gottes antwortet der Mensch mit einem Akt der Hingabe, sondern die *Species Homo sapiens* entdeckt in sich selbst eine göttlich anmutende

Kraft, mit der sie sich ein Objekt der Hingabe als Orientierungsrahmen für ihr Überleben schafft. Es ist völlig konsequent, wenn Fromm sich selber als „Nicht-Theist“ bezeichnet, der nur noch rational zu glauben in der Lage ist. Für ihn gilt dann folgendes: „Während der irrationale Glaube etwas nur deshalb für wahr annimmt, weil eine Autorität oder die Mehrheit es sagt, ist der rationale Glaube in einer unabhängigen Überzeugung verwurzelt, die sich auf das eigene produktive Beobachten und Denken ... gründet“ (1956a, GA IX, 512). Deshalb nimmt Fromm auch keinen „jenseits des Menschen existierenden oder ihn transzendierenden Bereich an“, denn der Mensch existiert völlig allein in seinem „Bereich der Liebe, Vernunft und Gerechtigkeit ... die Menschen sind völlig allein und können ihre Einsamkeit nur (HvV) überwinden, indem sie einander helfen“ (1956a, GA IX, 482).

Damit wird nun allerdings sehr deutlich, dass Fromms Position nicht die ganze Wirklichkeit einer bipolaren Dialogizität der Bezogenheit zu fassen vermag, weil er den Menschen nur aus jener einen Seite des Produktivwerdens deutet, das durch das Verlangen nach Befreiung aus der Einsamkeit im Subjekt geradezu übernatürliche Kräfte zum Liebenwollen freisetzt.

Wir können folgendes Ergebnis unserer Befragung Fromms festhalten:

- Zunächst ist festzuhalten, dass Fromm eine ganze Reihe Übereinstimmungen mit dem „Dialogischen Prinzip“ in seinen Analysen über die Bezogenheit des Menschen hat. Der Kernsatz: „Ich bin du, du - als geliebte Person, du - als der Fremde, du - als alles Lebendige“, ist „dialogisch“ lesbar. Besondere Beachtung verdient in diesem Zusammenhang die von Fromm vorgebrachte Deutung, dass im Menschen ein Potential zur Bezogenheit steckt, das sich im Mut zur produktiven Beziehung ausformen kann. So wird immer und notwendigerweise eine Aktivität von demjenigen erwartet, der ins biophile Leben zu streben bereit ist.
- Aus dialogischer Sicht wird man Fromm allerdings nicht mehr zustimmen, wenn der Mensch zu einem derartig autonomen Wesen wird, das in sich geradezu „göttliche Kräfte“ beheimatet, die es nur zu verlebendigen gel-



te. Wenn die durchaus berechnete Eigeninitiative, zum biophilen Sein hinzustreben, dahingehend radikalisiert wird, dass der Mensch ohne eine ihn aufrichtende Hilfe von außen letztlich aus purer Kraftanstrengung ins biophile Handeln kommen kann, dann scheint insbesondere der Educand überfordert: Er ringt als einsames Subjekt verzweifelt nach der Erlösung von der Einsamkeit, ohne sie je in der ihn niederhaltenden Habengesellschaft verwirklichen zu können. Das sich Eingrenzen auf eine monopolare Aktivität verliert am Ende das alles umgreifende, sich bipolar aufbauende Lebensprinzip des Dialogischen aus den Augen.

Aus solcher Sicht gerät zuletzt auch der „social character“ in eine arge Bedrängnis: Der in der Habengesellschaft immer schon die Beziehung des nekrophilen Habens Lebende soll allem zum Trotz aus sich selbst heraus das biophile Kraftpotential freisetzen, ohne dazu eine helfende Seinsorientierung von außen zu brauchen. Aus der Sicht des Dialogischen wird dies so nie gelingen, weil der das biophile Sein Suchende die Hilfe von außerhalb seiner selbst durch ein Du nötig hat. Dieser Helfende kann Gott sein, kann eine zur Habengesellschaft alternativ handelnde Gruppe sein, kann und muss ein Erzieher sein, der dem Educanden liebend die Hand reicht, damit sich dieser - auf die empfangene Liebe produktiv antwortend - zum biophilen Leben, Denken und Handeln aufrichte.

2. Bezogenheit des Menschen aus pädagogischer Sicht

Wenn es stimmt, dass der Mensch durch seine Bezogenheit zum anderen (d.h. zur Welt, Kultur, Geschichte, kurz: zur Gesellschaft sowie zum Mitmenschen als zu der dem Subjekt nahen und zugleich fremden Person) sein Menschsein entweder im produktiv-biophilen oder im unproduktiv-nekrophilen Leben hervorbringen kann, dann ist es wichtig, diesen Sachverhalt für den Erziehungs- und Bildungsprozess neu zu überdenken. Je nachdem nämlich, ob es der pädagogischen Praxis gelingt, den Heranwachsenden zu einer solchen Beziehung zum anderen aufzuhel-

fen, die sich im biophilen Leben entfaltet, oder ob dieser Versuch über eine nekrophile Zerstörungs- und Ausbeutungshaltung bis hin zum Atomtod scheitert, fällt eine Entscheidung über das Schicksal nicht nur des einzelnen, sondern der gesamten Menschheit. Wir möchten aus pädagogischer Sicht der positiven Spur einer biophilen Bezogenheit nachgehen und nicht so sehr das Antimodell des Nekrophilen kritisieren, was im übrigen Paulo Freire an anderem Ort unter Stichworten wie z. B. „Bankiers-Konzept“ etc. hinlänglich getan hat und wobei er das die Humanität Zerstörende dieser „Pädagogik“ herausgearbeitet hat.³ Die gebotene Kürze dieses Artikels lässt es nur zu, statt dessen jene Möglichkeit pädagogisch zu reflektieren, die in der positiven biophilen Ausformung von Bezogenheit liegt. Dabei sollen zwei Aspekte eine Ausdeutung erfahren:

- die Bezogenheit auf der „horizontalen“ Ebene zwischen allen am Erziehungsgeschehen beteiligten Personen
- die Bezogenheit auf der „vertikalen“ Ebene zwischen allen am Bildungsgeschehen Beteiligten zur Welt als deren gemeinsamen Bezugspunkt.

2.1 Bezogenheit zwischen allen am Erziehungsgeschehen beteiligten Personen

Es bedarf für Fromm keiner Frage, dass der Mensch - insbesondere der neugeborene - deswegen hilflos ist, weil er die vorgeburtliche Einheit mit der Mutter verloren hat. Daraus entsteht das Bedürfnis, zunächst noch unbewusst - später mit steigender Bewusstheit - eine neue Sicherheit gebende Beziehung zum anderen aufzubauen, ohne die menschliches Leben in der Welt kaum möglich, zumindest aber in hohem Maße gefährdet ist (vgl. 1956a, GA IX, 444f.). Dieses Problem ist gerade der Pädagogik zur Bewältigung aufgegeben. Es wird dadurch praktisch gelöst, dass zwischen den an der Erziehung und am Erzogenwerden beteiligten Personen ein biophiles Verhalten so gelebt und erfahren wird,

³ Paulo Freire, Pädagogik der Unterdrückten, Hamburg 1971, hier besonders S. 76ff.



dass dem Heranwachsenden dadurch eine erste, neu aufzubauende Beziehung möglich wird. Dieser durch das pädagogische Tun hindurch sich vollziehende Bezug hat eine doppelte Eigenart: Er gewährt einerseits eine neue Geborgenheit, die das Vertrauen zum Mitmenschen stiftet; er darf andererseits nicht zu einer bevormundenden Abhängigkeit vom Erzieher werden, weil die durch Erziehung entstandene Beziehung zwischen den Menschen nie eine endgültige Bezogenheit ist, sondern geradezu auf die Ablösung dieses Bezugs aus ist. Der junge Mensch durchschreitet die Bezogenheit im Zustand des Erzo-genwerdens auf sein eigenes Selbst hin, das sich erst später neuen und dauerhaften Beziehungen im Leben mit anderen zuwenden wird.

2.1.1 Die Bezogenheit vom Erzieher zum Erziehenden

Das In-Beziehung-Treten des Erziehers zu dem zu Erziehenden wird also im biophilen Sinne von der Intention geleitet, dass der aufgenommene Bezug dem Heranreifenden helfe, seine nur ihm mögliche Beziehung zum Mitmenschen und zur Welt aus sich selbst heraus zu finden. Von daher ist es Fromm möglich, die im Idealfall biophil und selbstlos handelnden Eltern (Mutter und Vater) als Prototypen des Erzieherseins überhaupt auszudeuten. Der „pädagogische Eros“ des Erziehers zum zu Erziehenden - so wurde in früheren Zeiten das In-Beziehung-Treten genannt - muss in der Tat in hohem Maße „selbstlos“ sein, d. h. sich der Absicht entschlagen, den noch Hilflösen für die subjektiven Zwecke des Erziehers zu vereinnahmen. Gerade umgekehrt ist die biophile Erziehung von dem Verlangen gekennzeichnet, so zu helfen, dass der Heranwachsende immer mehr Selbstsein und darin immer mehr Unabhängigkeit erhält, um auf diese Weise für sein eigenes Leben und Lieben produktiv qualifiziert zu werden.

Diese auch aus dialogischer Sicht mitvollziehbare Vorstellung von Erziehung fände allerdings dann eine Grenze, wenn Fromm Liebe auch die pädagogische - letztlich, wie oben schon angedeutet, ohne jede für den Erzieher auch notwendige „Wechselbeziehung“, d.h. als ein absolut unbedingtes Geschehen, verstehen

sollte. So richtig es ist, dass der Erzieher niemals den zu Erziehenden auf den Erzieher hin programmieren darf, sondern die Freiheit zur Selbstwerdung geradezu anzulocken hat, so wird man auf der anderen Seite nicht leugnen können und dürfen, dass zumindest (!) in dem Erreichen dieses Zieles für den Erzieher eine „central relatedness“ liegt, die dem Pädagogen erst Mut und Kraft gibt, auf seinem pädagogischen Weg „liebend“ fortzuschreiten. Ohne diese „relatedness“ (Rückwirkung) kann der Erzieher auf Dauer nicht produktiv und hoffnungsvoll erziehen und bilden. Er würde - zumindest was seine professionelle Arbeit angeht - vereinsamen und den Frommschen Anspruch auf ein eigenes Menschsein verlieren (vgl. 1956a, GA IX, 445). Es bleibt also dabei: So wesentlich es für die pädagogische Liebe zum Educanden ist, „selbstlos“ der Freiwerdung des Heranwachsenden zu dienen (Gegenteiliges wäre ein Rückfall ins menschenzerstörende Habenwollen), es würde andererseits ohne „central relatedness“ diese Liebe des Erziehers verkümmern, kraftlos werden und am Ende aufhören zu wirken.

2.1.2 Die Bezogenheit vom zu Erziehenden zum Erzieher

Das primär vom Erzieher ausgehende In-Beziehung-Treten besagt nicht, dass infolge von mangelnder Kompetenz umgekehrt ein In-Beziehung-Treten vom zu Erziehenden zum Erzieher hin nicht realisierbar oder gar bewusst zu verhüten sei. Es ist zwar richtig, dass im eigentlichen Sinne nur dann das Wort: „Ich bin du“ gesagt und gelebt werden kann, wenn Menschen aus der produktiv bereits voll entwickelten Liebe heraus miteinander in „Wechselbeziehung“ handeln. Doch darf man nicht übersehen, dass jeder Mensch - auch der noch nicht voll entwickelte - auf dem Wege ist, die verlorene Einheit mit der Mutter über eine neue „Beziehung“ auf eine neue „Einswerdung“ mit anderen hin zu überwinden (1956a, GA IX, 445).

Es gibt dabei nach Fromm - und nach der von jedermann überprüfbarer Erfahrung - selbstverständlich unterschiedliche Stufen eines solchen dem Menschen aufgegebenen und erst allmählich zu vollziehenden In-Beziehung-



Tretens (vgl. 1956a, GA IX, 468; vgl. 1955a, GA IV 28f.). Wie auch immer, der Erzieher soll durch sein biophiles Verhalten versuchen, im Kind jene produktive Kraft zum humanen Leben zu wecken, die schon aus der ersten naturhaften Bindung an die Mutter, an den Vater sowie an den Erzieher freigesetzt werden kann. Er hat insbesondere zu helfen, dass sich die anfänglichen Beziehungen nach und nach auf humane Weise lösen, damit sich der Heranwachsende selbst in seinem Eigensein entdeckt und dann zur Aufnahme neuer und dauerhafter Beziehungen zu anderen Menschen befreit wird. Fromm legt großen Wert darauf zu zeigen, dass alle Beziehungen vom beginnenden bis zum sich vollendenden Leben niemals einen exklusiven Charakter haben, sondern immer die Liebe zu allen Menschen einschließen. Erst darin gewinnt das Wort: „ich bin du“ seinen eigentlichen humanen Lebenssinn, auf den die Pädagogik letztlich hinführt.

Diese Sichtweise bestätigt die Dialogische Pädagogik ebenfalls. Doch tut sie dies unter einem zweifachen grundsätzlichen Vorbehalt:

1. Sollte man meinen, dass das In-Beziehung-Treten zum anderen nur das autonome Werk des einzelnen Educanden sei oder des einzelnen Erziehers, so wäre es am Ende sogar unsinnig, überhaupt noch von Erziehung zu reden, weil die an der Erziehung beteiligten Personen zueinander gar nicht erst in einen „pädagogischen Bezug“ kommen könnten oder dürften. Der Erzieher läge mit seiner Biophilie nur „auf der Lauer“, um abzuwarten, was sich zufällig tut oder auch nicht tut. Die Erziehungswirklichkeit ist hingegen immer eine wechselseitig-dialogische und bleibt ohne diesen unverzichtbaren dialogischen Bezug für den Gewinn einer humanen Lebenseinstellung der Laune des Augenblicks hilflos ausgeliefert.

2. Es ist zwar richtig, dass der „pädagogische Bezug“ zwischen dem zu Erziehenden und dem Erzieher noch keineswegs die „Wechselbeziehung“ wie zwischen Liebenden im späteren Leben hat. Aber deshalb darf man diesen Bezug niemals nur als einen einseitigen, lediglich vom Erzieher in absoluter Selbstlosigkeit praktizierten, deuten. Dem widerspricht jede Erfahrung. Das Kind „hängt“ an seiner Mutter und später an allen,

die ihm in Liebe begegnen, wie auch umgekehrt der Erzieher nicht ohne jedes Gefühl für die „Rückmeldung“ seines erzieherischen Tuns bleiben kann. Zwischen Erziehen und Erzogenwerden waltet ein humanes Zwischen-Sein, ein Zwischen-Menschliches, eine Humanität offenbarende Liebe, an der alle Beteiligten - wenn auch je auf ihre Weise - partizipieren.

2.1.3 Die Bezogenheit zur Welt im Prozess der Bildung

Mit dem Aufweis des „social character“ hat Fromm schon einsichtig gemacht, dass das frühe und spätere Verhalten des Menschen nicht allein von einem gleichsam nur naturhaften pädagogischen Primärbezug von Mensch zu Mensch (Kind, Mutter, Vater, Erzieher etc.) abhängt, sondern auch aus der „Interaktion“ mit der Gesellschaft und deren Ideen sowie Erwartungen resultiert. Diese Zusammenhänge überdenkt insbesondere die Theorie der Bildung, die das In-Beziehung-Treten des Menschen zur Welt unter didaktischen Gesichtspunkten reflektiert mit dem Ziel, über diese Sachverhalte eine erkenntnismäßige Bewusstheit beim Schüler zu erreichen. Fromms umfangreiches Gesamtwerk ist der Ertrag eines solchermaßen erkenntnisleitenden Interesses, das die tatsächliche Bezogenheit des Menschen zur Welt erfasst und daraus die Konsequenzen für das Leben in der Welt zieht.

Folgt man dieser Aussageintention der Frommschen Analysen über das menschliche In-der-Welt-Sein, so kann man für die Didaktik folgende Orientierung festhalten:

Zunächst ist es selbstverständlich, dass nur solche Lerninhalte in der Schule eine Berechtigung haben, die sich tatsächlich auf das konkrete Leben des Menschen in der Welt mit anderen beziehen. Forschungsergebnisse abstrakt um ihrer selbst willen lehrplanmäßig durchzubuchstabieren, verfehlt von vornherein ein das wirkliche Leben des Schülers förderndes Lernen. Es gibt im Opus Fromms tatsächlich keinen einzigen Satz, der nicht zur Klärung des konkreten menschlichen Lebens in der Welt mit anderen beitragen könnte.

Nun ist aber der „Lebensbezug“ der Lerninhalte noch nicht das alleinige Kriterium für eine



didaktische Legitimation. Da Fromm bekanntlich das „Leben“ immer in der gesellschaftsrelevanten Spannung von „Haben“ und „Sein“ sieht, unterscheidet er auch ein Lernen als ein Leben auf Haben hin von einem Lernen als einem Leben auf Sein hin. Nur das letztere ist ihm ein human produktives und deswegen für die Didaktik gültiges. Wo die „Marketing-Orientierung“ bestimmt, was zu lernen ist, da wird Wissen als bloße „Ware“ verstanden, mit der der Wissende „Geschäfte“ machen kann. Die „Bezogenheit“, wenn man überhaupt noch in diesem Zusammenhang nach Fromm von „Bezogenheit“ reden darf, ist ein Bezug zum ausbeuterischen nekrophilen Leben. Jedenfalls gibt es hier „keine spezifische und dauerhafte Bezogenheit“ zu einer Welt, in der es sich lohnt, als Mensch human zu leben, weil lediglich der tote und sterile „Tauschwert“ des Wissens zählt (vgl. 1947a, GA II, 52f.). Demgegenüber ist das Lernen aus dem Sein und auf das Sein hin „produktiv“, weil es Marktinteressen weit hinter sich lässt und auf das Erfassen einer Wahrheit zielt, „die ein Mensch findet (!) und die für eine Revision offen ist, indem er seine Vernunft auf seine Beobachtungen anwendet“ (1947a, GA II, 52). Fromm meint, dass ein solches Lernen in der westlichen Hemisphäre kaum noch bekannt sei, aber im Zen-Buddhismus praktiziert werde. Der Schüler komme hier freiwillig zu seinem Meister und lerne nicht das auf Ausbeutung ausgerichtete Haben, sondern jenes Sein kennen, das sich dem Lehrer durch den Meister mit einer „rationalen Autorität“ offenbare. Der Schüler bejahe eine solche „nicht gebieterische Autorität“ vor allem deswegen, weil „deren Ursprung genuine Erfahrung“ sei (1960a, GA VI, 339). Hier nennt Fromm den alles entscheidenden Punkt für die biophile Beziehung des Lernenden zur Welt: die Erfahrung. Der Meister hilft dem Schüler, solche Erfahrungen zu reflektieren. Während sich im Habenlernen der Schüler abstraktes Wissen mit dem Ziel „einverleibt“, damit irgendwie Gewinne zu machen, möchte das Seinlernen nichts anderes verstehen, als was den ursprünglichen Bezug des Menschen zum In-der-Welt-Sein ausmacht, wodurch die biophile Beziehung zur Welt wie von selbst als die Voraussetzung für das humane Leben überhaupt erkannt wird.

Wir können erneut zwei Ergebnisse unserer Befragung Fromms festhalten:

- Die Beiträge Fromms zu den didaktischen Lehr- und Lernaspekten hat man als einen mutigen Fortschritt gegenüber einer Schulpraxis zu verstehen, die als „Buchsule“ und als „Wissensfabrik“ schon vor Jahrzehnten durch die Reformpädagogik des 20. Jh. abgelehnt worden ist: Nicht der ist gebildet, der viel weiß und sein Wissen geschickt auszunutzen versteht, sondern der ist gebildet, der um sein humanes In-der-Welt-Sein weiß und danach biophil zu leben beginnt.
- Auch ist die von Fromm zumindest in Ansätzen vorgenommene Unterscheidung von Verstandes- und Vernunftbildung wichtig. Mit dem „Verstand“ versteht der Lernende das ihm Vorgegebene nach bloß logischen Regeln, kann aber dem eigenen Tun damit noch keine humanen Ziele setzen; im Gegenteil, oft wird der Verstand in den Dienst verbrecherischer Ziele gestellt. Erst der durch den Verstand hindurch zur „Vernunft“ gekommene Schüler durchschaut das Verbrecherische, das die Humanität in der Welt in hohem Maße gefährdet, und lässt die an der Bildung Beteiligten erneut auf einen humanen Weltbezug hin wieder miteinander reden, was unter anderem heute O. F. Bollnow für eine unverzichtbare Perspektive der Friedenspädagogik hält.⁴ Allerdings scheint es doch notwendig, aus dialogischer Sicht einige kritische Ergänzungen zu Fromm anzufügen. Dabei sei grundsätzlich zugestanden, dass Fromm keine systematischen Perspektiven für die Pädagogik entwickeln will, weshalb die nur gelegentlich versuchten pädagogischen Einstreuungen auch keine erschöpfende Darstellung des Erziehungs- und Bildungsproblems sein können. Doch auch unter dieser Einschränkung wird man sagen müssen: Sollte Fromm meinen, die Verstandesbildung gehöre allein in den Bereich des marktorientierten Denkens und die Vernunftbildung in den Bereich der Mystik buddhistischer oder sonstwie

⁴ Jüngst hat O. F. Bollnow diesen zentralen Gedanken seiner Pädagogik noch einmal zusammenfassend dargestellt, in: *Universitas* Jg. 39 (1984) unter dem Titel: „Die Verantwortung der Vernunft in einer friedlosen Welt“, dort S. 1225-1237.



meditativer Versenkungen, dann ist eine solche Gegenüberstellung zu entgegengesetzt konstruiert und deshalb auch zu vereinfachend. Immer ist es für die Bewusstwerdung des Menschen seit eh und je unverzichtbar gewesen, die vorgefundene Welt in ihrem Sosein auch ohne ökonomische Nebengedanken - wissenschaftsadäquat zu verstehen, und dies sogar bis auf den Grund hin, wie dies im übrigen Fromm für die Forschungen in seiner Sparte zu tun sich bemüht hat. Erst an der „Grenze“ des verstandesmäßig Wissbaren vermag der im Erkennen geschulte Mensch, den „Sprung“ - wie bereits Jaspers gesagt hat und auch Fromm (1956a, GA IX, 514; vgl. 1957a, GA VIII, 26) bestätigt - in die eigene Existenz zu wagen, wobei dieses „Wagnis“ nicht ein Fallen ins Bodenlose ist, sondern getragen wird von der Transzendenz in das zwischen Mensch und Welt wartende Reich der „Vernunft“ hinein. Diese „Vernunft“ legt die Welt auf den Menschen und den Menschen auf die Welt hin aus. Der „zur Vernunft Gekommene“ vernimmt ihre „Sprache“ und beginnt, das Ganze zu durchschauen und nicht mehr in den Widersprüchen des Verstandes dahinzutreiben.

Was für den Bildungsgang des Menschen in jedem Falle wichtig ist, ist dies: Zwischen dem Sein, das der Mensch subjektiv ist (denkend, fühlend, handelnd), und dem Sein, das dem Menschen auch (!) gegenüber ist (Natur, Gesellschaft, Kultur, Transzendenz), waltet eine beide Bereiche aufeinander beziehende, d. i. eine im Umgreifen das Biophile hervorbringende Vernunft, die im Menschen „zur Sprache kommt“. Wenn Fromm diesen umfassenden Logos nicht aus der Sicht der geheimnisvoll wirkenden Vernunft denkt, sondern ihn interpretiert als eine Interaktion zwischen psychologischen und sozio-ökonomischen Kräften, durch die der Mensch zu einem „Produkt der Kultur“ wird, mag er auch dadurch Geschichte machen, so ist diese Sichtweise vom speziellen Forschungsansatz Fromms aus durchaus verstehbar. Aber dennoch hat es den Anschein, als habe Fromm - gerade aus sei-

nem Forschen heraus - das Vertrauen in die alles (!) umfassende, vorgegebene Vernunft verloren - und das deswegen, weil darin möglicherweise etwas über den Menschen Verfügendes stecken könnte, wodurch wiederum die im Menschen wirkende subjektive Vernunft relativiert würde. Demgegenüber wird aus dialogischer Sicht festgestellt: Die Menschenvernunft baut nicht nur eigene Beziehungen von sich aus nach außen hin auf, sie vernimmt auch den Anspruch von außen an sich selbst (Vernunft - etymologisch gelesen - hat etwas mit „vernehmen“ zu tun).

Es wird - dies ist die Kritik des Verfassers - bei Fromm nicht mehr klar „vernommen“, dass die Beziehung des Subjekts zur Welt nur die eine Seite ist; für das Entstehen biophilen Verhaltens ist ebenso unverzichtbar die Bezogenheit der Welt zum Subjekt. Fromm tritt zwar in eine Diskussion über die „Wechselbeziehung“ und die „central relatedness“ ein, verharret aber trotz der Einsicht, dass das Du gegenüber dem Ich immer auch ein fremdes und somit eigenständig handelndes ist, letztendlich bei seinem Glauben an die einseitige Aktivität des Subjekts. Damit bekundet er einen beachtlichen „Mut zum Menschen“, wie ihn seit den Tagen des Protagoras viele bezeugt haben. Gerade deshalb wird aber die komplexe ganze (!) Wirklichkeit von pädagogischen Bezügen nicht erfasst, durch die immer auch „Welt“ - wie die umgreifende Vernunft ausweist - in biophiler Absicht mit dem „Anruf“ und „Aufruf“ auf den Educanden zukommt, nur subjektive Einstellungen des Habens auf neue des Seins hin zu transzendieren. Es mag sein, dass Fromm eine solche metaphysische Sinnhaftigkeit von Welt in seiner spezifischen Forschungsperspektive nicht im Blick hat und dass es deshalb auch vermessen wäre, derartige Aussagen aus dem Werk Fromms zu erzwingen. Nur muss der Pädagoge auf diese „Ausblendung“ hinweisen und das aus folgendem Grund: Der Erzieher hat nie die Verantwortung nur für das autonome Subjekt zu übernehmen, sondern immer auch die Verantwortung für das Ganze von Welt, in dem der zu Erziehende erst noch nach dem Ort des Biophilen suchen muss.